

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	19 (1929)
Heft:	3
Artikel:	Die Entscheidung [Fortsetzung]
Autor:	Bosshart, Jakob
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-633915

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 3
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
19. Januar
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Das Märchen vom Glück.

Von Hugo Salus.

Das Märchen vom Glück, das ich euch sag,
Dauert grad einen Herzensschlag;
Dürft darum mein Märchen nicht töricht schelten,
So tief ihr's faßt, so tief wird's euch gelten!
Und dies ist mein Märchen:
Das echte Glück
Bleibt nur gerad einen Augenblick.

Einmal hat's einer am Ärmel genommen
Und hielt's gefangen in seinem Haus,
Da hat es graue Haare bekommen:
Und wie das Glück graue Haare bekommen,
Da sah es genau wie das Unglück aus...
Mein Märchen, es dauert so lang wie das Glück:
Einen Herzschlag, einen Augenblick.

Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Voßhart.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 3

Doktor Niederer schritt in doppelter Gestalt durch das Städtchen seiner Wohnung zu. Der eine Teil war durchaus zufrieden, ja, er fühlte sich von einem Glück gestreift; dem andern war ganz elend zumut. Der eine hätte pfeifen oder etwas Lustiges singen oder erzählen, der andere sich mit Spott und Ekel überschütten mögen. An einer Straßenecke sagte der eine: „Nur frischen Mut, es geht vorwärts, Niederer Albert!“ der andere an der nächsten: „Psui Teufel! Diese Niedertracht!“ Der Zwiespalt äußerte sich zu Hause in einer schlechten Laune, die die Haushälterin ganz fassungslos mache. Der Arzt knurrte sie an, der Tee sei miserabel gewesen, das Eingemachte halb in Gärung, die Butter auch nicht eben frisch! So lege man Ehre ein! In der Nacht mache er sich Vorwürfe: er habe Olga verletzt, ihr, der er so viel verdankte, einen unfreundlichen Empfang bereitet und sich halb gefreut, als sie mit dem ersten möglichen Zuge wieder abreiste. Wie kam es nur? War er denn ein so schlechter Kerl? Gewiß nicht, aber sie hätte ihn nicht so überraschen sollen. Und dann der erste Eindruck, den er von ihr im Wartezimmer empfing! Sie kam ihm verblüht, vierzigjährig vor. Unselig diese Jugendliebschaften unter Gleichaltrigen! Zum Glück werden sie meistens in den Wind geblasen! Er erinnerte sich, daß seine erste Knabenverliebtheit einem zehn Jahre älteren Mädchen gegolten hatte. Das hatte die Natur schlau und vernünftig angeordnet, da war die Gefahr einer dummen Heirat zum vorne herein ausgeschlossen. Dann kam die Sache mit Olga. Er dachte: die Sache. Sie dauerte nun bald zwanzig Jahre, diese Sache. Er rechnete es genau nach: siebzehn waren's,

seit sie sich zum erstenmal gefüßt hatten. Jetzt hatte er sie ohne Kuß ziehen lassen. Ach, es waren ja auch schon Jahre seit dem letzten Kuß vorübergegangen und auf dem Bahnhof können sich gesetzte Leute doch nicht küssen. Es wäre geradezu lächerlich gewesen, wenn er Olga vor dem Stationsvorstand, dem Bezirksrichter, dem Zivilstandsbeamten und der Sonnenwirtin abgeschmackt hätte. So redete er sich zu. Er nahm sich vor, Olga am folgenden Tag zu schreiben, sein Betragen zu erklären, zu rechtfertigen, sie war nun einmal doch seine Retterin aus verzweifelter Lage gewesen und gewissermaßen seine Braut. Was wäre er ohne sie geworden? Vielleicht ein kleiner Kanzlist oder ein Kommiss oder Zeichner in einem Städtereigengeschäft. Einen Augenblick dachte er daran, ihr kurzerhand zu schreiben, sie wollten nun endlich das längst Beabsichtigte verwirklichen, das endlose Hinausschieben der Heirat sei in jeder Hinsicht unvernünftig und mache die Sache immer schwerer. Er dachte lange nach. Er mußte den halbgesäfsten Vorsatz wieder aus seinem Bewußtsein wegräumen, bevor er einschlafen konnte. Er hätte damit belastet nicht ruhen können.

Am Morgen wurde er früh zu einer Wöchnerin gerufen, und als er ein paar Stunden später etwas ermüdet nach Hause kam, hatte er ganz vergessen, daß er Olga hatte schreiben wollen. Der Tag verschlingt leicht die Gedanken der Nacht.

Nach dem Mittagessen erschien die kleine Patientin vom Lindengut mit einem Körbchen voll roter Kirschen. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, gleich einige Früchte zu essen. Er hielt jede einzelne, bevor er sie zum Munde führte,

in die Sonne und empfand ein warmes Wohlgefallen an ihrem wunderbaren Glanze. Er freute sich, er wußte selbst nicht warum, daß es rote und nicht schwarze Kirschen waren, obwohl er sonst die schwarzen wegen ihres stärkeren Geschmackes vorzog. Er plauderte mit dem Mädchen, wollte wissen, ob es sich auf den Samstagabend freue, da der Papa aus der Stadt herauskommie, er wollte wissen, ob es lieber im Lindengut oder in der Stadt wohne. Er fragte, wem es lieber gehorche, dem Papa oder der Mama, Mama oder Fräulein Honegger. Das Mädchen stutzte. Die Benennung Fräulein Honegger war ihm fremd, es begriff aber gleich, von wem er sprach, und fragte: „Meinen Sie Tante Tilde?“

„Ja, ja, natürlich, Tante Tilde“, gab er ihm recht. Ob sie immer bei ihnen wohne? Erst seit dem Herbst, wußte das Kind zu berichten, vorher sei sie doch bei ihrer Mama gewesen.

„Und die ist nun tot?“

„Ja, die ist nun tot.“

„Aber sie hat doch auch einen Papa?“

„Nein, nein, sie hat keinen Papa mehr. Er ist doch ertrunken, im Krieg.“

„Ertrunken?“

„Ja, auf dem Meer!“ Das Wort Meer quoll in dem kleinen Mund mächtig auf. Doktor Niederer forschte nun nicht weiter, man konnte nicht wissen, wie ein solches Blattpfermaul ein Gespräch wiedergeben würde.

Am folgenden Sonntag ging es auf dem Lindengut festlich zu, die Rettung des Kindes wurde mit freundlichen Worten, leckeren Speisen und ausgesuchten Weinen gefeiert. Doktor Niederer stand im Mittelpunkt der Veranstaltung, wie unter einer Sonne stand er. Und er war selber ein Lichtpunkt. Es lag ihm daran, einen guten Eindruck zu hinterlassen, den Kollegen ganz aus dem Lindengut und dem weiten Felde zu schlagen. Er sprach ernst und doktoral bis zum Poulet, vor allem mit dem Hausherrn, dann bis zum Nachtmilch mit österer Hinwendung zu den Damen, lustig, fast etwas burschikos beim schwarzen Kaffee, und er münzte dabei sein Silber besonders für seine Tischnachbarin, Fräulein Tilde Honegger, deren zierliche, überschlanke Gestalt er öfter mit einem raschen Blick streifte. Zwischenhinein rüttete er etwa einen Scherz an die Kinder oder schmiedete etwas Geschmeidiges für die Dame des Hauses. Nachher im Raumzimmer unterhielt er sich mit Herrn Ehrensberger über Politik und gab Ansichten und eine Gesinnung zum besten, die durchaus die Billigung des Fabrikanten fanden. Die beiden standen auf dem gleichen solid bürgerlich-liberalen Boden. Als sich Doktor Niederer gegen vier Uhr verabschiedete, hatte er alle bezaubert, Große und Kleine. Herr und Frau Ehrensberger drückten den Wunsch aus, man möchte sich nun öfters sehen, nachdem es bis zur ersten Bekanntschaft solange gedauert habe. Der Doktor wünschte auch nichts Besseres, und in beschwingtem Gang stieg er ins Städtchen hinab. Die Kinder gaben ihm ein munter plauderndes und lachendes Geleite bis vor seine Haustür.

Doktor Niederer hütete sich, seine Besuche bei der Familie Ehrensberger allzu häufig zu wiederholen. Zuweilen, wenn er von der Landpraxis zurückkehrte und am Lindengut vorbeikam, setzte er sich für einige Minuten zu den Damen

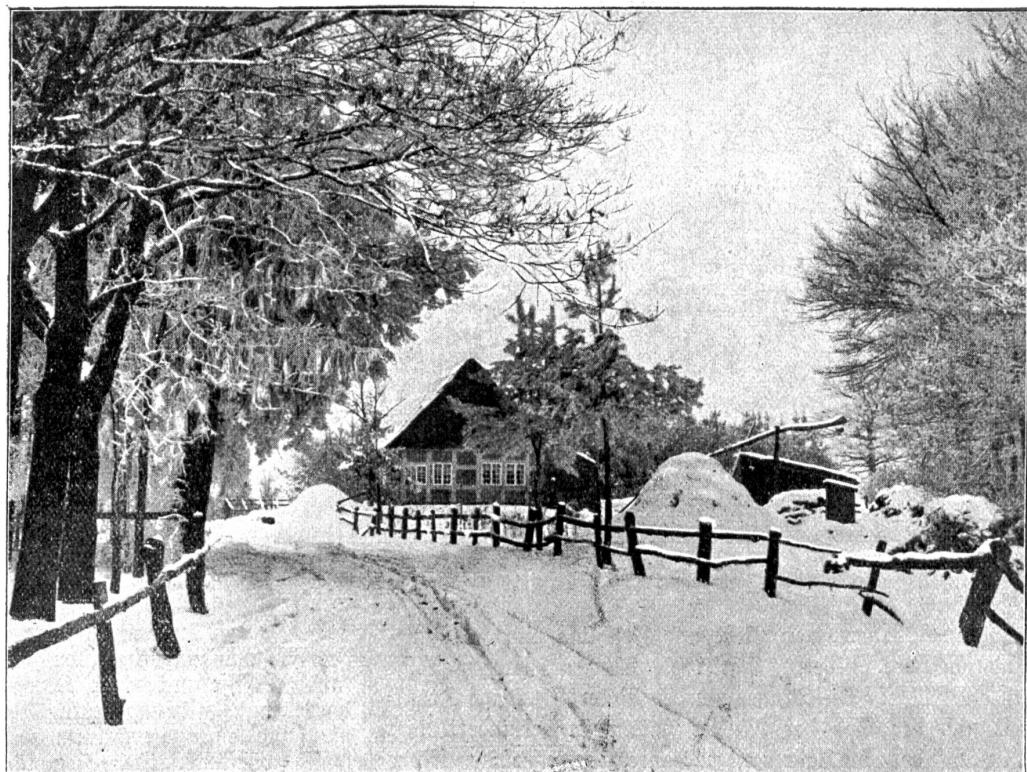
ins Gartenhäuschen oder ins Arbeitszimmer, erzählte schnell etwas Merkwürdiges oder Spaßiges und empfahl sich, ehe sich die Verwunderung oder das Lächeln oder Lachen über das von ihm Mitgeteilte ganz verflüchtigt hatte. Einmal zog er ein Buch aus der Tasche, machte einige gescheite Bemerkungen darüber und ließ es den Damen zurück. Sie erwiesen sich beim nächsten Besuch dankbar dafür und er wurde so ihr BücherverSORGER und -ausleger und ihr Führer durch die neuere Literatur. Da seine Praxis nicht groß war, hatte er zum Lesen Zeit genug. An einem Regensonntag, als es schon dem Herbst zuging, fand er Gelegenheit, sich auch als Vorleser einzuführen. Er hatte einen Band Storm mitgebracht, etwas ganz Neues für das Lindengut, denn die literarische Bildung der beiden Damen war beschränkt, besonders Tilde hatte zu dem, was man etwa auf den Bänken einer Mädchenschule kennen lernt, nicht viel hinzugelesen. Herr Ehrensberger zog sich nach dem Mittagessen in sein Kabinett zurück, unter dem Vorwand, eine Arbeit zu erledigen, in Wirklichkeit, weil ihm das ins Lindengut eingezogene schön-geistige Getue wenig zusagte. Doktor Niederer las eine der gedämpfsten, von Lyrik durchtränkten Novellen Storms vor. Er setzte all sein Können, all seine Wärme, die ganze Geschmeidigkeit seiner Stimme ein, und als er zu Ende war, hatte er die Genugtuung, in Fräulein Tildes Augen einen feuchten Glanz zu sehen. Er ging fast feierlich auf sie zu und drückte ihr die Hand: „Storm, könnte er zugegen sein, wäre über Sie glücklich!“ Sie errötete dankbar, Frau Ehrensberger machte ihm ein Kompliment über seine Vorlesung, und auch ihr lächelte er etwas Verbindliches zu, er wußte, daß, wenn man zwei Pferdchen eingespant hat, man sie gleichmäßig ziehen lassen muß. Nach der geistigen Unterhaltung spielte man eine Partie Domino zum Ausgleich der Gefühlslage. Eine schöne Fügung wollte es, daß Tildes und Doktor Niederers Hände sich beim Setzen der Steine ein paarmal berührten, ganz flüchtig nur, und, wie es schien, ohne daß die beiden es selber merkten. Frau Ehrensberger jedoch entging die Begegnung der Hände nicht und sie lächelte mutterlich gütig vor sich hin. Sie gewann die Partie und ließ es sich nicht entgehen, eine bekannte tröstliche Redensart über das Unglück im Spiel an die beiden Verlierenden zu richten, so daß alle drei mit dem Ausgang der Partie durchaus zufrieden waren. Beim Abschiednehmen drückte Doktor Niederer Tilde, als die Genossin in der Niederlage, etwas länger und kräftiger die Hand als sonst, und zu Frau Ehrensberger gewandt, sagte er: „Wohl dem Sieger, der gütig bleibt.“ — „Sieger?“ erwiderte sie. „Es ist manchmal schwer zu sagen, wer gesiegt hat.“

Ein paar Wochen später rüstete sich die Familie Ehrensberger für den Umzug in die Stadt, wo sie immer den Winter zubrachte. Zu dem Abschiedessen waren außer Doktor Niederer Bekannte aus der Stadt geladen, Fabrikanten und ihre Frauen, Söhne und Töchter. Die Zusammensetzung der Tischgesellschaft brachte es mit sich, daß sich etwas Trockenes, Geschäftsmäßiges auf den Abend legte. Die Herren unterhielten sich über die wirtschaftliche Lage des Landes, sahen alles in Grau und ließen ahnen, daß dieses Grau bald durch eine noch dunklere Farbe abgelöst würde. Auch bei den Damen kam in der dumpfen Geschäftsluft die Freude nicht empor. Man sah ihnen zwar die

wirtschaftliche Krise nicht an. Sie hatten sich in prächtige Herbstkleider gehüllt und mit kostbarem Schmuck behängt, aber wie bald war in diesen unsicheren Zeiten e'n Vermögen zerbrodelt, eine Fabrik lahmgelegt, ein Fallislement da, eine Dame genötigt, ihren Schmuck an einen beschämenden Ort zu tragen. Man führte Beispiele von Geschäftsmännern an, die noch vor zwei Jahren ihre Aktionäre mit zwanzig und mehr vom Hundert überschüttet hatten und nun flächig am Boden zappelten. Solche Erfahrungen hatten den meisten eine gewisse Lebensangst eingeimpft. Von dieser Angst schienen nur drei unberührt zu sein, ein junger Fabrikant,

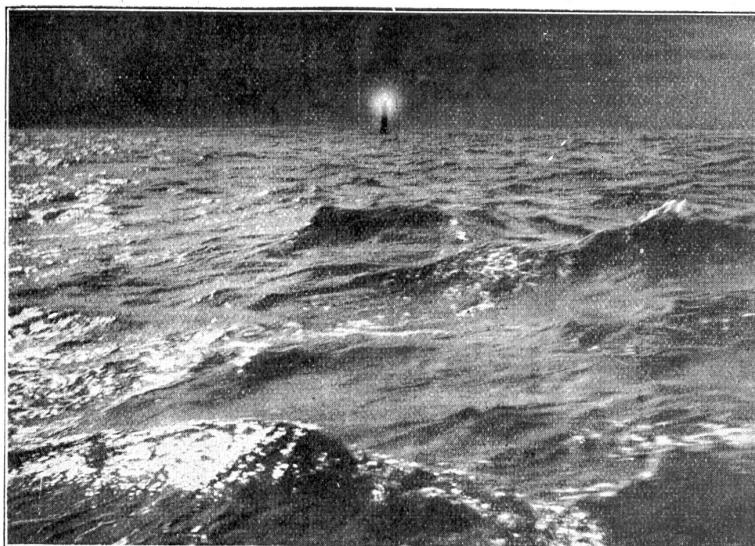
Tilde und Doktor Niederer, die in dieser Reihe folge am Tische saßen. Der Fabrikant, ein Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, suchte sich Tilde in auffallender Weise beliebt zu machen. Er war eben von einer Geschäftsreise aus Amerika zurückgekehrt und wußte allerlei Schnurriges in gefälliger Form zum besten zu geben. Tilde überließ sich ganz dem Wogenenschlag der Stunde. Sie hatte an diesem Tage die Trauer um ihre Mutter abgelegt, trug nach mehr als einem Jahr wieder ein halbhelles Kleid und Schmuck und war sich bewußt, eine schöne, frische, begehrenswerte Habe zu sein.

Doktor Niederer war nur äußerlich aufgeräumt, innerlich war auch er von Angsten bedrängt. Er fühlte sich all diesen Menschen an Bildung weit überlegen, aber er kam sich doch wie ein armer Schlucker unter Fürsten vor. Er war ja nur der Sohn eines grillenhaften Stiders, der gegenwärtig kaum Brotrinde zu beißen hatte, und hier sahen Oberschichtler, denen der Mensch erst beim Millionär anging, die von ihren Fabriken, ihren Warenlagern, ihren überseischen Niederlassungen wie von Belanglosigkeiten sprachen. Doktor Niederer ließ sich seine Mißgunst nicht vom Gesicht ablesen. Er hatte sein Ziel: er wollte glänzen, ja, die andern übergläzen, sie sollten seine Überlegenheit merken! Er wußte die Scherze des jungen Fabrikanten durch lustigere zu überbieten und ihn so bei Tilde um den angestrengten Erfolg zu bringen; er brachte es dazu, daß die andern Tischgenossen ihre Unterhaltung zuweilen abbrachen, um auf seine Witze, Anekdoten und Erinnerungen zu hören, er erhob sich in einem geeigneten Augenblick und entpuppte sich als gewandter Tischredner. Er bestreute zuerst das gastfreundliche Ehepaar Ehrensberger



Bauernhof im Winter.

mit Blumen und stimmte dann einen Hymnus auf die Freude und das Leben an. Die Welt möge noch so grau, die Zukunft noch so unsicher erscheinen, ein gesunder Lebenswille lasse sich dadurch nicht beirren, ja, je bedrohlicher die Welt ausschehe, desto mutiger und freudiger werde sich der lebensstürzige Mensch, und zu diesem Schlag gehörten die schweizerischen Kaufleute und Fabrikanten, den Hindernissen entgegen, einem Schwimmer gleich, der seine ganze Kraft erst entfalte, wenn die Wellen übermütig werden und ihren Schaum über ihn wegspritzen, ja, der Wellenschlag und Sturm und Brandung mit seinem Tauchzen überstalle. Er rief die Zuhörer hin, sie, die eben noch so kleinmütig gesprochen hatten, hielten sich jetzt für unerschrockene, ihrer Kraft und ihres Erfolges sichere Schwimmer und öffneten sich ganz der Freude. Es war ihnen selbstverständlich, daß Doktor Niederer sie am Schluss aufforderte, das Lied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ zu singen. Er selber hob es kräftig an und die andern stimmten alle ganz überzeugt ein, selbst die alten, zu Bürostühlen gewordenen Fabrikanten, die vielleicht zwanzig oder dreißig Jahre lang ihre Bässe und Halbbässe nicht mehr probiert hatten. Als die Strophen des Liedes erschöpft waren, fügte der Doktor eine ganze Reihe ulriger hinzu, wodurch die Stimmung völlig ausgelassen wurde. Die Damen glühten auf wie Freudenfackeln und schauten Doktor Niederer, dem Erlöser aus dem Trübsinn, beim Anstoßen mit den Gläsern dankbar in die Augen. Das Grau der Zeit war einem Rot oder Rosa gewichen, das Gespenst der Wirtschaftskrise hinweggesungen, die Freude im Lindengut eingezogen. Der Flügel wurde aufgeklappt, die Damen, junge und ältere, sangen Lieder von Schumann, Mendels-



Leuchtturm an der Küste der Bretagne.

Johann und Brahms, von Liebe und Frühling und Hoffnung. Und nach der Liederlust schritt die Tanzlust hervor. Tilde saß am Flügel. Die Trauer um den Vater, die lange Krankheit und der Tod der Mutter hatten sie verhindert, ihre Tanzkunst der von Jahreszeit zu Jahreszeit wechselnden Mode anzupassen, und nun war sie froh, an der allgemeinen Freude wenigstens durch ihr Spiel teilzuhaben. Auch Doktor Niederer tanzte nicht. Er hatte für die Tanzkunst seit den Studentenjahren kaum mehr Zeit übrig gehabt und was sie jetzt verlangte, war ihm fremd und unsympathisch. Es bedeutete indessen für ihn kein Opfer, nicht zu tanzen, da Tilde nicht mittat. Er saß so, daß er sie unauffällig betrachten konnte, und er ließ sich keine ihrer Bewegungen entgehen. Er verfolgte das Spiel ihrer Finger und horchte auf ihren Anschlag, und plötzlich tauchte Olga neben ihr auf. Nein, mit Olga konnte sich Tilde am Klavier nicht messen, sie hatte schon nicht die langen, schlanken Finger dazu, ihre Hand war für das Klavier zu zierlich, zu klein. Aber wie groß und augenfällig war ihr Vorsprung in allem andern! Die jungenfrische Haut, der leichte Nacken und darüber das braune, schwere Haar sicherten ihr allein schon den Preis. Und wie kerzenschmal sie auf dem Klavierstuhl saß! Ihre Schlankheit, ihre knabenhafsten Hüften hatten es ihm vor allem angetan. Zuweilen drehte sie den Kopf etwas, dann sah Doktor Niederer ihr Lächeln, denn sie lächelte beglückt zu ihrem Spiel. Einmal schlug sie auf eine falsche Taste. Olga hätte sich geschämt, sie aber wurde durch den Fehler belustigt und es fehlte wenig, so hätte sie laut herausgelacht. Doktor Niederer sah, wie es sie inwendig vor Vergnügen schüttelte. (Fortsetzung folgt.)

Leuchttürme.

Der helle Sommertag neigte sich zu Ende. Stundenlang hatten wir uns in dem scharfen Wellenschlag des offenen Meeres dem Genuss des Bades hingegeben. Nun saßen wir oben auf den steilen Uferfelsen der Bretagne. Unter uns wogte die Brandung. Welle um Welle der Hochflut donnerte an die steilen Felsen und wogte als weißer Gischt zurück, bis ein neuer Wellenschlag die schaumgewordene neuerdings vorwärts riß. Im fernen Westen tauchte die Sonne

blutrot in das tiefdunkle Weltenmeer. Und langsam erstarb das Tageslicht. Weiß leuchtete der Gischt der Brandung. Solche Abende am Meer sind unvergleichlich. Sie atmen entzündende Frische, belebende Kraft, gewaltige Schönheit. Aus dem Dämmer der Nacht leuchten nun die fernen Leuchttürme gespenstisch zu uns herüber, die Blitze und Blitzfeuer der offenen Küste, die stillen, festen Feuer der Häfen. Erst wenige nur, dann immer mehr, bis mehr als ein Dutzend Feuer den weiten Horizont Sekunde um Sekunde in gretles Blitzlicht tauchen, ein Spiel, dem man stundenlang zuschauen mag. Und wir vergegenwärtigen uns, daß weit draußen im Meer der Schiffer ruhig und sicher seine Bahn zieht, denn er weiß sich vor den Tücken der Untiefen geschützt, so lange die leuchtenden Feuer ihm den Weg weisen.

*

Ein anderes Bild: Weit draußen in der wilden Nordsee erhebt sich der einsame rote Sandsteinfelsen von Helgoland. Das Schiff trägt dich am Leuchtturm auf dem Roten Sande vorüber, von den Schiffen der Roter-Sand-Leuchtturm ge-

heizten, wenn du von Bremerhaven nach Helgoland fährst. An Flussmündungen werden sonst zur Sicherung der Schiffsfahrt Schiffe mit einer Leuchtvorrichtung verankert. Hier baute man mit ungeheurem Kosten mitten in die Wesermündung einen Leuchtturm, den uns ein Bild im Querschnitt vorführt. Der Helgoländer Leuchtturm aber steht auf der höchsten Höhe des „Oberland“, ragt 37 Meter hinauf und läßt sein Licht 82 Meter über dem Meer Nacht für Nacht im steten Wechsel kreisen. Gewaltig sind diese Lichtblitze, die gleich scharfen Messern die Dunkelheit schneiden. In seiner Laterne drehen sich drei Scheinwerfer mit horizontalen Kohlenstiften viermal in der Minute um eine vertikale Achse, so daß alle fünf Sekunden ein Lichtblitz von $\frac{1}{10}$ Sekunde Dauer durch das Gesichtsfeld geht. Es wird elektrisches Bogenlicht verwendet, 31 Millionen HK. Ver-



Leuchtturm auf Helgoland.